Nr. 77.
...edere
...eren Räumen
...nten Preisen.
...ephon 3027.
...ng.
...Hasen
... Richter.
Preise:
...nbrot, I. Sorte
kg 50 Pf.
...nbrot, II. Sorte
kg 46 Pf.
...nbrot, III. Sorte
kg 42 Pf.
...rot, 1 Stück 30
...ot, 1 Stück 25
...wärts"
...nisnahme, da...
...54
... eröffnet haben
... den Verkaufs...
...tend
...stand.
...tl.
...rik-
...rasse 4.
...alität.
...che
...agen.
...r

Nr. 78. 2. Ausgabe. Täglich 90000 Auflage. Sonntag, 20. März 1904.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Haupt-Annahmestelle für Abonnements und Inserate: Pillnitzer Straße 49. Ferner nehmen an: die Filialen Altmarkt: [illegible], Bautzner Straße 48: W. Weber, Blasewitzer Straße 16: O. A. Nagel, [illegible] 16: Th. Grimm, Hauptstraße 18 und Kamenzer Straße 49b: [illegible], Kaiserstraße 3: C. u. A. Schiller, Königsbrücker Straße 54: [illegible], Kurfürstenstraße 21: Oskar Röber, Marienstr. 28: [illegible], Oppelstraße 31: H. Umlauf, Pfotenhauerstraße 58: E. Thürmer, Pirnaischer Platz 3: [illegible], Postplatz: G. Schneider, Schäferstraße 10: Johann [illegible], [illegible] Str. 19: E. Baumgarte, [illegible]straße 64: [illegible], [illegible] Platz 1: O. Dietze und alle Annoncen-Bureaus.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt 1 Nr. 3807, Expedition Amt 1 Nr. 4571, Verlag Amt 1 Nr. 542.

Anzeigenpreis: Die 1spaltige Kolonelzeile für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 25 Pf. Finanzinserate erhöhte Preise. Die 2spaltige Reklamezeile 1 Mk., auswärts 1.50 Mk. Garantie für Erscheinen von Inseraten an vorgeschriebenen Tagen und auf bestimmten Plätzen wird nicht übernommen. Bezugspreis: Durch die Post monatlich 67 Pf. Für Dresden monatlich 50 Pf. Für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 2,30 Kr., mit „Fliegende Blätter" 3,78 Kr. Postbestellungen: in Deutschland und Oesterreich-Ungarn ohne „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe A", mit „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe B".

Diese 44seitige Sonntags-Frühausgabe umfaßt mit der 12seitigen 1. Sonntags-Ausgabe zusammen 56 Seiten. Roman siehe Seiten 19 und 20, Haus und Herd Seiten 21 und 22.

Aus dem Herero-Aufstande.

Allmählich treffen statt der kurzen Telegramme längere Briefe und Berichte aus unserer südwestafrikanischen Kolonie ein, die ein anschauliches Bild von dem ganzen Aufstande, seinen Ursachen und seinen schrecklichen Wirkungen geben. Der Aufstand ist bekanntlich von Okahandja, dem Sitz des Oberhäuptlings der Herero, Samuel Maharero, ausgegangen. Wie und wann man den Ausbruch des Aufstandes in Windhoek, dem Sitz der Verwaltung, erfuhr, schildert ein Bericht, den der Vorsteher des Postamts in Windhoek Postdirektor Bischoff eingesandt hat. Die „D. Verkehrsztg." teilt daraus folgendes mit:

In der Nacht vom 10. zum 11. Januar wurde Bischoff durch starkes Klingeln des Apparates der neben seinem Schlafzimmer befindlichen öffentlichen Fernsprechstelle geweckt und erhielt auf seine Meldung von der Postagentur Okahandja die erste Nachricht von der Einschließung dieses Orts durch mehrere Hundert berittener und bewaffneter Herero. Er benachrichtigte sofort das Truppenkommando, ordnete für die Reichs-Telegraphenanstalten ununterbrochene Dienstbereitschaft an und beauftragte den Vorsteher der Postagentur in Okahandja, Postassistenten Flügge, die Kasse, Wertzeichen, Bücher usw. aus den auf dem Bahnhofe belegenen Postdiensträumen nach der Feste Okahandja zu bringen. Am 11. erfolgte noch der Angriff und bis zum 12. früh bestand telegraphische Verständigung bis Swakopmund. Um 7¼ Uhr war Okahandja nicht mehr zu erreichen, und es lag anscheinend eine Unterbrechung der Leitung vor. Eine sofort von der Station Teufelsbach abgeordnete kleine Truppenabteilung fand 6 Kilometer vor Okahandja bei einer großen Brücke die Eisenbahn und die Telegraphenleitungen zerstört und mußte sich vor dem heftigen Feuer der Herero zurückziehen. Nachmittags wurde ein mit 20 Mann besetzter Zug von Windhoek abgelassen, dessen Wagen von innen mit Reissäcken und Proviantkisten verschanzt waren und auf dem sich außer einer Eisenbahnbauabteilung der Oberpostpraktikant Bartoschat, der Leitungsaufseher Wolter und ein eingeborener Unterbeamter mit Telegraphenbaumaterial befanden. Nachdem in Brackwater ein größerer Aufenthalt entstanden war infolge des Weglaufens der 45 schwarzen Eisenbahnarbeiter, gelangte der Zug abends bis Teufelsbach. Früh 8 Uhr am 13. fuhr er weiter und kam ungefährdet zur großen Brücke, wo Bartoschat sich mit einem Tischgehäuse und zwei Hallesenschen Trockenelementen in die Leitung einschaltete und mit Windhoek, sowie mit den zwischenliegenden Eisenbahnstationen Mitteilungen austauschte. Es gelang, die Eisenbahn und die Leitungen wiederherzustellen, und 9½ Uhr vormittags rückte der Zug weiter vor, erhielt aber schon nach 1 Kilometer Feuer von den Herero, an dessen Erwidern sich auch Bartoschat und Wolter mit einem Karabiner und einem Gewehre (Modell 88) beteiligten. Nach einem weiteren halben Kilometer waren die Eisenbahnschienen auf eine längere Strecke weggerissen und der erste Wagen (die Lokomotive befand sich hinten) entgleiste. Die Deutschen erwiderten längere Zeit das Feuer des in großer Uebermacht befindlichen Feindes, mußten aber schließlich, damit ihnen nicht durch Zerstören der Schienen hinter ihnen der Rückweg abgeschnitten würde, zurückfahren. Von den Truppen waren 1 Offizier und 5 Mann gefallen, von dem Lokomotivpersonal 1 Mann tot, 2 verwundet; Bartoschat und Wolter hatten keine Verletzung erlitten. In Teufelsbach schaltete ersterer sich wieder in die Leitung und stellte fest, daß nach Windhoek Verständigung war; dorthin kehrte die Expedition abends zurück. Nunmehr war Windhoek von der regelmäßigen Verbindung mit der Küste abgeschnitten. Die wenigen wehrfähigen Männer, die am Orte sich noch befanden, mußten die Stadt vor den herumstreifenden, plündernden Hererohorden schützen. Um die Außenwelt von der Lage zu verständigen, wurden am 16. und 17. Schleichboten abgesandt mit Telegrammen, darunter auch solchen an das Reichspostamt, die ihr Ziel richtig erreicht haben. Der Oberpostpraktikant Bartoschat mußte als Reserveoffizier zur Truppe einrücken. Mit dem Rest des Personals bildete der Postdirektor eine Feld-Telegraphenabteilung, der die Aufgabe zugewiesen wurde, den ununterbrochenen Fernsprechverkehr zwischen den Kommandostellen und den Verteidigungspunkten zu vermitteln, auf Erfordern neue, durch die Kriegsverhältnisse gebotene Anschlüsse herzustellen und die zerstörte Telegraphenleitung wiederherzustellen.

In diesen Erinnerungen aus dem Beginne des Aufstandes kommt plötzlich eine Nachricht, die, wenn sie auch schon acht Tage alt ist, doch auf das aktuellste wirkt und die leider für uns eine Hiobspost ist. Das Telegramm, das wir am Sonnabend noch durch Extrablatt verbreiten konnten, lautet:

Berlin, 19. März, 3 Uhr 45 Min. nachmittags. (Priv.-Tel.) Gouverneur Leutwein telegraphiert: Glasenapp stieß, den Kompagnien voranseilend, am 13. d. M. mit einem Stabe zahlreicher Offiziere auf die Nachhut des Feindes, die unerwartet Verstärkung erhielt, so daß Glasenapp gezwungen wurde, zurückzugehen. 7 Offiziere und 9 Mann sind gefallen, 3 Offiziere und 2 Mann wurden verwundet.

Der bedauerliche Unfall hat somit die Truppe des Majors Glasenapp, der mit den ersten Verstärkungen nach Südwestafrika gekommen war, betroffen. Der Schauplatz des Gefechtes muß im äußersten Osten der Kolonie gesucht werden. Major Glasenapp hatte die Aufgabe, den Osten der Kolonie gegen einen beabsichtigten Uebertritt der Hereros auf englisches Gebiet zu sperren. Die Hereros hatten sich jedoch wieder westwärts in das Innere des Landes gewendet. Am 4. März stand Major v. Glasenapp in Owingi, halbwegs auf der Straße, die von Gobabis in nördlicher Richtung nach Epukiro führt. In Owingi hatte er sich mit der Abteilung des Oberleutnants Winkler vereinigt und ließ von da aus Rekognoszierungen nach Westen und Nordwesten zu vornehmen. Oberleutnant Eggers fand bei einer solchen Rekognoszierung den Abschnitt zwischen Epikuro und dem Eisebfluß (westlich von Epikuro) vom Feinde verlassen. Es wurde vermutet, daß alle Hereros sich noch weiter nach Westen in die Onjatiberge gezogen hätten, wohin das ganze Detachement am 6. d. M. in zwei Kolonnen abmarschieren wollte. Nach einer Mitteilung des bei der Kolonne befindlichen Kriegsberichterstatters des „B. L.-A." aus Owingi sollte das ganze Detachement am 15. März auf der Linie Okajura-Ekuja stehen. Halbwegs dorthin, in Otjiarna, wurde eine größere Hereroabteilung vermutet. Da nun im Westen und Süden der Onjatiberge, in Okahandja und Windhoek, ebenfalls deutsche Streitkräfte stehen, so würde der Anmarsch des Detachements Glasenapp von Osten bezw. Nordosten her eine vollständige Einkreisung der Hereros zur Folge haben. Auf seinem Vormarsch ist nun das Detachement auf die Nachhut der Hereros gestoßen und hat dabei die gemeldeten empfindlichen Verluste erlitten.

Eine ausführlichere Meldung enthält ein weiteres Telegramm des Gouverneurs Leutwein an das Kolonialamt:

Berlin, 19. März. Major v. Glasenapp stieß, dem Teilostamm von Nehoro über Okandjese nach Nordwesten folgend, den Kompagnien voranseilend, am 13. März bei Owikokorero mit einem Stabe zahlreicher Offiziere, einer berittenen Abteilung von 36 Mann und einem Maschinengewehr auf die Nachhut des Feindes. Dieser erhielt unerwartet Verstärkung, so daß Glasenapp gezwungen wurde, zurückzugehn. Das Gefecht spielte sich vor der eigentlichen Kolonne ab. Gefallen sind 7 Offiziere und 19 Mann, verwundet 3 Offiziere und 2 Mann. Vom Feinde wurden 20 Tote gezählt. Um den Gegner in seiner jetzigen Stellung nach Formierung der Hauptabteilung, wenn möglich unter Heranziehung der Kolonne Estorff, umfassend anzugreifen, sind Maßnahmen eingeleitet.

Weitere Telegramme siehe unter „Letzte Nachrichten und Telegramme".

Politisches aus Frankreich.

Von unserm Pariser J.-Korrespondenten.

Das Ministerium Combes hat zum erstenmal eine schwere Schlappe auf seinem besten Terrain, in der antiklerikalen Gesetzgebung, erlitten; der Antrag Caillaux, welcher die Frist für die Abschaffung des gesamten Kongregationsunterrichtes auf zehn Jahre erhöht, wurde mit 11 Stimmen Mehrheit angenommen, obwohl die Regierung einen Zeitraum von 5 Jahren für mehr als genügend gehalten und Combes kurz vor der Abstimmung noch gegen den Antrag aufgetreten war. Allerdings hatte der Ministerpräsident nicht die Vertrauensfrage gestellt — sonst hätte er sich ja sofort zurückziehen müssen — und so läßt sich immer noch vermuten, daß er im Notfalle seine bewährte Mehrheit doch gefunden hätte, wenn auch zweifellos nicht in der alten Stärke. Jedenfalls geht aus diesem Zwischenfall hervor, daß die Majorität des Kabinetts, die ja bisher nur eine antiklerikale war, nun auch im Kampfe gegen die Kongregationen zu versagen beginnt. Sie wird bald so weit abbröckeln, daß sie zu einer Minderheit zusammenschmilzt, und dann ist die Herrlichkeit des Ministeriums Combes vorbei.

Und wohl auf immerdar die Ministerherrlichkeit des tüchtigen, gefürchteten und so viel angegriffenen Camille Pelletan. Denn die geheimen Mächte, die mit solch wütender Ausdauer an seinem Sturze arbeiten, sind sicherlich stark genug, um seinen Eintritt in das kommende Ministerium zu verhindern. Die wackere Presse, die zurzeit den Marineminister in geradezu empörender Weise mit der giftigsten Waffe, der Verleumdung, angreift, wird dann jubeln und halb Frankreich mit ihr, in der naiven Ueberzeugung, daß mit einem Lockroy oder Lanessan die französische Marine wieder „gerettet" ist, mit Leuten, die sicherlich viel weniger von dem Marinewesen verstehn, aber desto einiger mit den großen Schiffsbaufirmen sind. Denn der ganze Kampf gegen Pelletan ist auf die Machenschaften dieser

Rund um den Kreuzturm.

Zwei Gräber . . .

Oft hab' ich das eine, oft hab' ich das andre aufgesucht. Und wenn ich dann vor einem dieser beiden Gräber stand, da schien ich plötzlich der Gegenwart entrückt zu sein und inmitten einer großen und bewegten Zeit zu leben.

Neulich suchte ich wieder einmal nach langer, langer Zeit das eine dieser beiden Gräber auf. Ich hatte gehört, daß es bald ganz von der Erde verschwinden werde, und da zog es mich plötzlich wie mit geheimer Gewalt zu ihm hin. Von dem andern Grabe geht ebenfalls die Kunde, daß es nicht lange mehr erhalten bleiben wird. O, daß ich auch dahin noch einmal pilgern könnte! Aber es liegt weit, weit von hier an einem stillen See unter hohen, schlanken Bäumen . . .

Und ich schritt durch die Hügelreihen des Eliasfriedhofes. Ich spähte und spähte. Endlich hatte ich gefunden, was ich suchte. Auf verwitterter Steinplatte lasen meine Augen den Namen der Frau Senator Justine Renner geb. Segedin. Wie fremd, wie förmlich doch dieser Name klingt! Und wie bekannt doch die Frau Senator im ganzen Deutschen Reiche ist, denn ein großer Dichter hat geruht, ihr einige boshafte Zeilen zu widmen! Würde sie jetzt wieder von dem Tode auferstehen und sich ihren lieben Dresdnern als Frau Senator vorstellen, nicht einer würde sie kennen. Würde sie aber den Namen nennen, den ihr der gekränkte Dichter gab, halb mitleidig, halb höhnisch lächelnd würde ihr ein jeder zuflüstern: „Ei, guten Tag, Jungfer Gustel von Blasewitz!" Ja, die stolze Frau Senator hat bitter des Sängers Rache fühlen müssen. Warum gab sie auch dem zudringlichen Schwabenjüngling Friedrich Schiller einen Korb? Und doch! Konnte man ihr schließlich ihre Sprödigkeit verdenken? Hatte sie nicht ganz vernünftig nach ihrer Mädchenart gehandelt? Wer — was war dieser Schiller denn eigentlich? Ein heimatloser Theaterstückschreiber, der bei dem Herrn Oberappellationsgerichtsrat Körner in Loschwitz Unterkunft gefunden hatte. Ein Mann ohne einen anständigen Beruf war er, ohne jedes Einkommen; einer, der kaum sich selber, geschweige denn eine Frau und — müßte die Gustel nicht eine Sächsin gewesen sein! — die vielen zu erwartenden Kinder ernähren konnte. Aber zu bloßer Liebelei? O nein, da war Jungfer Segedin doch zu gut erzogen! Ja, wenn der Herr Schiller wenigstens noch ein stattlicher Mann gewesen wäre! Aber so! Dieser engbrüstige, schiefschultrige Mensch mit den Sommersprossen im hageren Gesichte und mit den langen X-Beinen! In den soll sich ein Mädel so mir nichts, dir nichts verlieben? Kann man's der Gustel von Blasewitz wirklich verdenken, wenn ihr eitler Mädchensinn mehr nach einem gutsituierten Dresdner Bürger, als nach einem existenzlosen Ausländer stand? Wußte das kleine, dumme Köpfchen denn, mit was für hochfliegenden Ideen sich dieser Schiller trug? Er wird zu dem koketten, oberflächlichen Wirtstöchterlein von allen möglichen alltäglichen Dingen gesprochen haben, nur nicht von seinem neuesten Drama „Don Carlos", an dem er da oben in dem unansehnlichen Weinbergshäuschen in Loschwitz arbeitete. Konnte die Gustl denn ahnen, daß ihr Verehrer einst ein so gefeierter Dichter, ein Professor gar, ja, noch mehr: ein meiningischer Hofrat; ja, noch viel, viel mehr: ein adliger Herr werden würde? Hätte ihr das alles jemand vorausgesagt, nun, dann wäre sie schließlich auch lieber Frau Hofrat Professor v. Schiller, als Frau Senator Renner geworden. Aber ein Mädel tut nun einmal besser, es rechnet mit sicheren Faktoren, als daß es sich auf vage Spekulationen einläßt. Wahrhaftig, ich kann es der Gustel nicht nachtragen, daß sie des Schwabenjünglings Liebeswerben unbeachtet ließ. Ich finde es sogar recht kleinlich von dem großen Dichter, daß er sich auf eine solche Weise rächte und das Mädchen von Blasewitz für alle Zeiten blamierte. Er schildert in „Wallensteins Lager" die spröde Gustel als eine freche Marketenderin. Wieder einmal die alte Tatsache: geniale Leute pflegen oft recht grob zu sein! Schiller hätte nur hundert Jahre später leben sollen, da hätte ein hoher Gerichtshof ihm schon Höflichkeit und Zartgefühl beigebracht! Denn das ist klar: die Frau Senator oder vielmehr ihr Ehegatte hätte, wie das heutzutage nun einmal Brauch ist, sofort nach dem Staatsanwalt gerufen. Und sofort wäre auch „gegen den Schriftsteller Johann Christoph Friedrich Schiller aus Marbach" Anklage erhoben worden und zwar auf Grund §§ 185 und 186, denn nicht bloß beleidigt, sondern auch verleumdet wird die Frau Senator in dem inkriminierten Theaterstück. So heißt es da z. B. unter anderm, daß die Gustel von Blasewitz Mutter eines Kindes sei, ohne sich vorher rechtzeitig nach einem legitimen Vater für dasselbe umgesehen zu haben. Das ist eine infame Verleumdung, für die heutzutage der Herr Senator strengste Ahndung verlangen würde, und der Herr Senator ist ein einflußreicher Herr und Frau Justitia, so stolz und spröde sie auch sonst ist, schielt doch immer etwas durch ihre Augenbinde, wenn sie es mit einflußreichen Herren zu tun hat. Wie hätte man den Schriftsteller Schiller hundert Jahre später vor Gericht auseinander genommen! Der Prozeß würde in Berlin oder München oder sonst wo, wo das Drama erschienen wäre, oder auch in Jena, dem Aufenthaltsorte des Dichters, geführt worden sein. Schon das ganze Vorleben des Angeklagten würde genügend Stoff zu Angriffen gegeben haben. Vor allem aber würde der Staatsanwalt aus den Schriften des pp. Schiller „einen zu Beleidigungen neigenden Charakter" konstruiert haben. Vielleicht würde er dann folgendes in seinem Plaidoyer gesagt haben: „Meine Herren, ich habe mir die Mühe genommen, des Angeklagten Erstlingsdrama „Die Räuber" genau durchzulesen. Offen gestanden, meine Herren, dieses Drama ist eines eingehenden Studiums wahrhaftig nicht wert. Aber es ist doch für einen Kriminalisten immerhin interessant, von diesem widerlichen Elaborate, das aller Kunst bar ist, auf den Charakter des Schreibers zu schließen. Und da bin ich, meine Herren, zu dem Schlusse gekommen, daß der Angeklagte nicht nur seinen Beruf als Dichter vollkommen verfehlt hat, sondern daß er auch ein Mensch von ganz niedriger Gesinnung ist, ein Mensch, dem das Gemeinste nicht gemein genug ist. Ich bitte Sie, meine Herren, mit was für rohen Ausdrücken wirft der Dichter in dem Stücke, das den aufrührerischen Titel „Die Räuber" trägt, herum!! Die Haare standen mir zu Berge, als ich das Buch las und ich atmete erleichtert auf, als ich es aus den Händen legte. Es kommen Ausdrücke darin vor, die ich hier gar nicht wiedergeben kann und darf, ich müßte denn den Herrn Vorsitzenden bitten, die Oeffentlichkeit auszuschließen. Unsre Literatur geht einer traurigen Zukunft entgegen. Sie ist dem Verfall nahe. Lasziviäten nennt man dichterische Freiheiten. Der Angeklagte hat noch ein andres Stück geschrieben, die „Luise Millerin", auch ein sehr modern frivoles Stück, in dem sich der Autor nicht genug tun kann in der Schilderung häuslichen Elends und unsittlicher Zustände. Der krasseste Realismus schlägt da alle gute Moral, alles sittliche Empfinden und höhere Kunst tot. Es ist in der Tat ein trauriges Zeichen für den Bildungsgrad unsres Volkes, daß solche Sensationsstücke den ungeteilten Beifall des Publikums und der Presse finden. Diesmal aber ist der Angeklagte in seiner Frivolität sogar so weit gegangen, daß er eine durch und durch anständige Frau, eine hochgestellte Dame in einem wüsten Soldatenstück als verkommene Marketenderin auftreten läßt und sie auf das schamloseste verhöhnt. Meine Herren, wir haben es hier mit einem Racheakte der niedrigsten Sorte zu tun. Der Schriftsteller Schiller hat, so zu sagen, sein Opfer aus dem Hinterhalte mit Kot und Schmutz beworfen. So eine nichtswürdige Tat erfordert die allerstrengste Sühne. Mit einer Geldstrafe kann es in diesem Falle nicht abgetan sein. Sie würde zudem auch den Angeklagten nur wenig treffen, da er, wie ich in Erfahrung gebracht habe, wohlhabende Bekannte und Gönner hat. Der Angeklagte muß einmal eine Zeitlang hinter den schwedischen Gardinen zu ernstem Nachdenken über den Beruf und die Pflichten eines deutschen Schriftstellers gezwungen werden. Ich beantrage daher gegen ihn eine Gefängnisstrafe von 6 Monaten." So ungefähr würde man gegen Schiller im Jahre 1887 vorgegangen sein.

O, du kannst von Glück sprechen, du großer Mann, daß du zu einer Zeit lebtest und schriebst, da es noch keine so vollkommenen, so segensreiche Gesetze gab, wie wir sie jetzt stolz unser eigen nennen! Wie manches kühne Wort schleudertest du in die Welt hinaus, für das du heutzutage wochenlang im Mathildenschlößchen würdest Tüten kleben müssen! Ja, aber die Zensoren, die verhaßten Zensoren in früherer Zeit? Mit diesem Obskurantengelichter hatten die Poeten einst allerdings ihre höllische Not. Hellauf lachen muß ich, wenn ich an all die Zensurschikanen denke, mit denen man einst die armen Autoren ärgerte. So ein Zensor schielte stets mit einem Auge nach oben, wenn er ein neues Schriftwerk zu prüfen hatte. Sonderbare Urteile, Gebote und Verbote wurden da gefällt. So durften z. B. eine Zeitlang in Berlin weder der „Egmont", noch der „Tell", noch „Die Räuber" aufgeführt werden, weil in ihnen aufrührerische Szenen vorkamen. Auch der „Prinz von Homburg" durfte in Preußens Hauptstadt nicht über die Bühne gehn, da in ihm die Todesfurcht eines Offiziers geschildert werde und eine solche

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-1904032002/1